

L'Indépendance

Von abgemeldet

Kapitel 7: Yorktown

Unruhig drehte sich André auf seinem provisorischen Bett, das eigentlich nichts weiter war als eine dünne Decke, die nur wenig die Kälte des eisigen Erdbodens fernhielt. Seinen Wintermantel hatte er eng um sich geschnürt, damit er sich ein wenig Wärme bewahren konnte. Es war bereits später Herbst und das Jahr 1781 ging seinem Ende entgegen.

Um sich herum hörte er Männer schnarchen oder gar im Schlaf reden. Nicht selten kam es vor, dass einer von ihnen lauthals schreiend aus einem Alptraum erwachte. Oder aber er hatte sich von den dunklen Erinnerungen gefangen nehmen lassen, die jeder neue Tag des Krieges mit sich brachte.

André selbst fand keinen Schlaf. Es verwunderte ihn, dass er sich tagsüber auf den Beinen halten konnte. Aber der Schmerz, den man nach etlichen Kilometern langen Marschierens in seinen Gliedern spürte, hielt ihn davon ab, müde zu werden.

Er drehte seine Augen zum Feuer, das unweit von ihm noch immer kräftig loderte. Wäre dieses Feuer nicht, würde mit Sicherheit eine Vielzahl von Soldaten den nächsten Tag nicht überstehen. Weder Zelt noch warme Decken hatten sie vorrätig. Seit Tagen waren sie als kleine Gruppe auf der Flucht vor Briten gewesen, da man ihre Truppe hatte zerschlagen können. André, Jacques und einige andere bekannte Gesichter konnten dem Angriff entkommen und waren vorerst in die Wälder geflüchtet, damit sich die Lage wieder beruhigen konnte.

André war allzu gut bewusst, weshalb die Briten es auf sie abgesehen hatten. General Nathanael Greene hatte die Truppe angeführt und war gemeinsam mit den wenigen Soldaten geflüchtet.

André konnte ihn auf der anderen Seite des Lagers erkennen. Er hielt eine Fackel vor sich und studierte die Karten, um den besten, unbehelligten Weg aus dem Wald heraus ausfindig zu machen.

Greene war ein geheimnisvoller Mann. Sein militärisches Geschick oder aber einfach nur Glück, welches ihm widerfahren war, hatte den Amerikanern den Sieg bei Cowpens in South Carolina eingebracht. Es hatte zum Ergebnis gehabt, dass das südliche Gebiet Amerikas von den Briten geräumt worden war. Ein Großteil der königlichen Rotröcke waren vertrieben worden. Damit besaßen die Amerikaner nun ein weiteres ausgedehntes Landstück, das bei militärischen Operationen von Nutzen war.

Bereits seit Cowpens waren Jacques und André Greene unterstellt worden. Kurz nach dem moralisch aufbauenden Sieg in South Carolina waren sie Greene gefolgt, der sich mit einer großen Zahl von Soldaten auf den Weg in den Norden gemacht hatte. Die Soldaten hatten nicht im Entferntesten ahnen können, dass es sich zu einer

Mäusejagd entwickeln würde. Earl Cornwallis, Truppenführer der Briten, der die Niederlage bei Cowpens nicht hatte hinnehmen können, begann eine Verfolgung auf die marschierenden Amerikaner, die zahlreiche Opfer seiner eigenen Leute mit sich gebracht hatte. Nach knapp zweimonatiger Hetzerei zwischen South und North Carolina waren die Briten mehr denn je geschwächt gewesen. Cornwallis hatte den fatalen Fehler begangen, Gepäck seiner Soldaten zu verbrennen, um ein schnelleres Vordringen zu den Amerikanern zu ermöglichen. Doch damit verbundener Nahrungsmangel und ungenügende Kleidungs- und Deckenvorräte hatte Cornwallis nicht bedacht. Fast war seine Strategie geglückt, doch ein gewisser Schutz schien die Truppe um Greene zu umgeben, weshalb sie immer wieder rechtzeitig den Rottröcken entkommen waren.

In dieser hektischen Zeit hatte es der amerikanische General geschafft, Hilfe von den umliegenden Städten zu erbitten. Insgesamt hatten schließlich 4.500 Männer verzeichnet werden können, die sich dem unumgänglichen Kampf gegen Cornwallis stellen würden.

Schließlich war der 15. März 1781 angebrochen.

In der Nähe der Stadt Greensboro war die Schlacht bei Guilford Court House ausgetragen worden.

Auf amerikanischer Seite waren mehr als doppelt so viele Soldaten vorhanden als bei den Briten und trotzdem...

Das unorganisierte Aufstellen der Miliz und die unüberlegte Platzierung des Schlachtfeldes führten dazu, dass Cornwallis seinen Angriff rasch und energisch über die Amerikaner ergehen lassen hatte. Als der Kampf unübersichtlich geworden war, hatte der britische Truppenführer nicht lange gezögert und seinen umstehenden an seiner Seite gebliebenen Soldaten den Befehl gegeben in die Menge zu schießen, egal ob dabei eigene Leute getroffen worden waren. Er hatte es als einzige Möglichkeit betrachtet, den ungleichen Kampf noch für sich zu entscheiden. Sein Handeln war barbarisch und unmenschlich gewesen und hatte zu einer Vielzahl an Toten auf britischer Seite geführt. Und doch hatten auch die Amerikaner schwere Verluste zu verwinden gehabt. Ein rascher Rückzug war die Konsequenz dessen gewesen.

Die überlebenden Amerikaner hatten danach die Schlacht bei Guilford Court House als übermächtigen Sieg gefeiert, worüber André und Jacques nur hatten mit den Köpfen schütteln können. Zwar hatte Cornwallis den Großteil seiner Soldaten verloren und war geflohen, doch die Verluste auf amerikanischer Seite waren höher ausgefallen, auch wenn Greene die Differenz mit neuen Männern wieder hatte ausgleichen können.

Danach war Greene eine weitere Truppe zugeteilt worden und der Streifzug durch den Süden des Landes war wieder aufgenommen worden.

Über die Sommermonate hinweg hatten sie beinahe jeden Quadratmeter der südlichen Gebiete durchforstet, waren dann aber im September unerwartet auf Gegenwehr gestoßen, weshalb die Truppen auseinander geschlagen worden waren.

André hörte wie einer der Männer sich von dem aufgeschlagenen Nachtlager entfernte, um etwas abseits Erleichterung zu finden.

Gerade als André seine Augen wieder geschlossen hatte, um etwas Schlaf zu finden, raschelte es nahe neben ihm.

„André? Bist du wach?“ Jacques konnte scheinbar genauso wenig ruhig schlafen wie er selbst. André wandte sich ihm nicht zu, sondern murmelte nur bestätigend.

„Konnte ich mir denken, dass du noch nicht schläfst... Schon seit unzähligen Nächten scheinst du ohne Schlaf auszukommen...“ flüsterte Jacques und klang dabei doch

etwas nachdenklich. André fragte nicht, weshalb er gerade jetzt mit ihm sprechen wollte. Sollte Jacques etwas auf dem Herzen haben, dann würde er dies wohl jeden Augenblick erfahren.

Vorerst war wieder Stille zwischen beiden eingekehrt. Er hörte, wie sich Jacques auf seiner Decke streckte und schließlich wieder ruhig liegen blieb. Irgendwie glaubte André, dass sein Kompanion seinen Blick in den sternenklaren Nachthimmel gerichtet hatte und sich über etwas wesentliches Gedanken machte.

Der junge Blonde wusste schon jetzt, dass André ihn nicht fragen würde, über was er nachsinnte, daher sprach Jacques ohne weitere Umschweife seine Gedanken aus „In letzter Zeit erinnere ich mich oft an meine verstorbene Frau... An Cathérine...“, und wieder folgte langes Schweigen.

Es war das erste Mal, dass Jacques den Namen seiner Frau ausgesprochen hatte, was André veranlasste nun doch zu hinterfragen „Warum?“

„Ich frage mich immer wieder, wie es wohl gewesen wäre, wenn wir Kinder gehabt hätten... Wie hätten sie wohl ausgeschaut? Wären es nur Jungen oder nur Mädchen gewesen? Ich kann solche Gedanken derzeit nicht aus meinem Kopf verbannen. Sie kommen und gehen wie Tag und Nacht und ich kann sie nicht unterdrücken...“ er atmete tief durch und André glaubte ein Seufzen darin ausgemacht zu haben.

Es waren viele Jahre seit dem Tod seiner Frau vergangen und noch immer war er nicht über den Schmerz, den er dabei empfunden hatte, hinweggekommen. Jacques hatte sie aus tiefstem Herzen geliebt und tat es noch immer. André musste ihn das nicht fragen, sondern hatte es schon vor langer Zeit in seinen Augen erkannt. Vermutlich würde Jacques nie wieder in seinem Leben einen Menschen finden, den er genauso lieben könnte, wie seine verstorbene Frau.

Eine Schicksalsliebe wie man sie nur einmal in der Welt kennen lernen durfte, vorausgesetzt der Weg des Lebens war dafür bestimmt so einem Menschen zu begegnen oder sich nur für immer nach solch einer ewig wirkenden Liebe zu verzehren und niemals in den Genuss dessen zu kommen.

André schwieg. Er konnte den Schmerz Jacques' sehr gut nachvollziehen. Und als ob Jacques von unsichtbarer Hand dazu verleitet worden war, sprach er im nächsten Moment die Worte, die etwas in André hervorrufen sollten.

„Ich denke, wenn ich wüsste, dass Cathérine noch irgendwo in dieser Welt leben würde, dann würde ich nichts unversucht lassen um sie wieder zu sehen. Ich glaube, man sollte so eine Liebe, die es nur einmal in dieser Form geben wird, niemals aufgeben...“, er atmete tief durch und fügte schließlich noch an „Leider habe ich nicht das Glück ein Leben mit ihr in dieser Welt führen zu können...“, und mit diesen Worten drehte er sich wieder zur anderen Seite des Lagers und versuchte wieder Schlaf zu finden.

Die Bedeutung des eben Gesagten hing André schwer im Magen. Er wusste allzu gut, was Jacques ihm damit hatte klarmachen wollen. Bei ihrer ersten Begegnung hatten sie einander geschworen sich niemals gegenseitig zu beeinflussen und ihre Motive, weshalb sie in den Krieg gezogen waren, nicht zu entrücken. Auch wollten sie einander niemals aufhalten, sollte einer von ihnen freiwillig in den Tod gehen. Aber Jacques hatte dieses stille Abkommen zwischen ihnen soeben gebrochen.

Er hatte André damit etwas ganz bestimmtes sagen wollen. Es war so offensichtlich, dass er schon wieder die eigentlichen Worte dafür hätte aufwenden können. Sicherlich schien Jacques Sehnsucht nach seiner Frau zu haben, aber weshalb offenbarte er so etwas in eben diesem Moment?

Schon seit einiger Zeit hatte André bemerkt, wie sich sein Kamerad wandelte, wie er

seine Einstellung zum Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg veränderte. Schon seit langem erkannte man an ihm nicht mehr diese Todessehnsucht, die er noch bei Abreise aus Frankreich ausgestrahlt hatte.

Was war nur geschehen? Was war es, was seine Ansichten zunehmend beeinflusste? War es dieses Freiheitsgefühl welches man in diesem Land fühlte? War es die Gewissheit alles im Leben erreichen zu können, wenn man nur selbst an sich glaubte? Plötzlich musste André über seine Gedanken lächeln. Jacques hatte es schon jetzt erreicht, dass er sich ebenso solche Fragen stellte wie sein Kamerad.

André wusste, wofür die Menschen in diesem Land kämpften. Für ein Leben fernab von Monarchie und Unterdrückung, fernab von der ungleichen Behandlung der Menschen mit dem Ziel der Selbstbestimmung und des freien Willens vor Augen. Edle Ideale wurden hier verfolgt und ab und an kam André seine Handlung einfach nur noch egoistisch vor, allein aufgrund des Todeswillens in den Krieg gezogen zu sein.

Er war nicht halb so schlecht dran gewesen, wie manch ein Soldat hier in seinen eigenen Reihen. Feige war er geflohen und wusste bis heute nicht, was geschehen wäre, wenn er ihr nur seine Liebe gestanden hätte.

Es war surreal sich solche Art von Vorwürfen hinzugeben, aber auf der anderen Seite auch schon wieder eine Wahrhaftigkeit.

Mit verwirrten Gefühlen und einigen weiteren Blicken auf den misstrauisch dreinschauenden General Greene, der noch immer die Landkarten vor sich studierte, gab sich André den Luxus hin und ließ sein Gemüt einige wenige Stunden des kostbaren Schlafes genießen.

In den nächsten Tagen hatte die abgeschlagene Einheit um General Nathanael Greene wieder zu den organisierten Truppen der Amerikaner aufgeschlossen. Ihnen war das Glück zuteil geworden nicht von den Rotröcken bei dem Durchstreifen der Wälder entdeckt worden zu sein. Nur minder hätten sie einem unerwarteten Angriff standgehalten und wieder fragte sich André insgeheim, weshalb sie dieses unausgesprochene Glück umfasste. Es war ein Wunder, dass er in all den Jahren nicht mehr erlitten hatte als kleinere Kratzer und Schürfwunden. Jacques und er waren einige der wenigen Soldaten, die sich nie aus dem Kampf zurückgezogen hatten und immer energisch an die Front gestürmt waren. Schon längst hatte André den Glauben an ein Schicksal verloren, doch allmählich fragte er sich tagtäglich, ob es ihm vorherbestimmt war, derart lang dem Krieg zu dienen und dabei so lange glimpflich davon zu kommen.

Es war der 28. September des Jahres 1781, an dem eine der stärksten Offensiven des Amerikanischen Unabhängigkeitskrieges gegen die Briten eingeleitet wurde. George Washington und Jean B. de Rochambeau hatten annähernd 15.500 Soldaten um sich vereinigt, darunter Tausende von Franzosen, die noch einige Wochen zuvor eine Seeschlacht um die Chesapeake-Bucht mit den Rotröcken auszutragen hatten, welche letztlich jedoch an die Freiheitskämpfer zurückfiel. Die Gegner hatten sich indessen nach New York zurückgezogen.

Und es war jene ausschlaggebende Seeschlacht gewesen, die Washington und seinen Mitstreiter Rochambeau veranlasst hatten in Yorktown einzufallen und Cornwallis damit in arge Bedrängnis zu bringen.

Auf einer Straße die nach Yorktown führte, hatte sich eine Miliz aus französischen und amerikanischen Soldaten versammelt, um einen strategischen Militärpunkt der Briten anzugreifen. Als Führer hatte sich ihnen erneut Greene an die Seite gestellt. Der Kampf war von dem Staub, der von der Straße herüberwehte, unübersichtlich geworden und erschwerte den Soldaten damit gekonnt organisierte Angriffe. Wie so

oft endete es in einem Mann gegen Mann Duell, in welchem sich André oft fragte, welches Leben er wohl nun zu verantworten hatte. Soeben hatte er einem tollkühnen Burschen, der sicher nicht älter als zwanzig war, den Degen in den Bauch gerammt. Und das alles nur, weil er anstatt einer blauen Uniform eine rote trug.

Und plötzlich wurde ihm etwas klar.

Regungslos blieb André plötzlich inmitten des Schlachtfeldes stehen und schaute auf den noch zuckenden Körper des Rotrockes vor sich hinab.

Was war nur aus ihm geworden? Wahlos hatte er Menschen getötet, um von seinem eigenen Schmerz abzulenken. Wie schwach muss man sein, um solche Taten zu vollbringen?

André wusste nicht wofür er kämpfte, wie also konnte er jemals sein Vorgehen vor Gott rechtfertigen? Mit dem Entschluss dem Krieg beizutreten war er bereits gestorben. Doch anstatt die letzte alles vollbringende Handlung vorzunehmen, hatte er andere Menschen getötet, verwundet, ihnen womöglich lebenslangen Schaden zugefügt. Und wofür das alles?

„André! Was stehst du dort herum? Verteidige dich!“, hörte er von weit und bemerkte, dass Jacques ihm das zugerufen hatte.

Es war vorbei, dachte André. Seine Zeit war da. Niemals könnte er damit leben, ein Mörder zu sein.

Langsam drehte er sich um, in die Richtung, von welcher er seine Stimme vernommen hatte. Nur wenige Meter waren sie voneinander entfernt und starrten einander in der drückenden Staubschicht an.

Und da erkannte Jacques, wie André ihm leidlich zulächelte und seinen Degen fallen ließ. Jacques war erstarrt und konnte nicht glauben, dass er aufgab. Und er sah, wie André eine einzelne Träne gewährte und diese eine klare Spur auf seinem verschmutzten Gesicht zurückließ.

„Ich bin ein Mörder, nichts weiter.“

Und obwohl er es nur zu sich selbst geflüstert hatte und es von dem betäubenden Lärm um sie beide herum gänzlich verschlungen worden war, hatte es Jacques doch mehr als gut verstanden, was sein Kamerad gesagt hatte.

Er wusste genau, dass der Zeitpunkt gekommen war, an welchem André keinem Angriff hätte standhalten können. Es war der Moment da, in welchem er sich selbst aufgab und das letzte bisschen Sinn im Leben verloren hatte.

Ihm war bewusst, dass sie sich einander geschworen hatten in solch einer Situation niemals den anderen von seinem Entschluss abzuhalten.

Aber in den Augen von Jacques, war es falsch...

„Du bist kein Mörder! Du hast Ideale mit deinen Kämpfen verfolgt! Du hast dazu beigetragen, dass dieses Land eine neue Geburt feiern wird! Ich glaube jetzt fest daran und das solltest du auch tun!“, schrie Jacques ihm entgegen und ging auf ihn zu. Blind stieg er über regungslose Leiber immer begleitet von dem Geruch des Blutes. André sollte nicht dazu gehören! Niemals!

„Es hat keinen Sinn...“, hatte André tonlos entgegnet und noch immer dieses ausdruckslose Lächeln im Gesicht gehabt.

„Oh doch! Du hast einen Sinn im Leben, du verschließt nur die Augen davor!“, allmählich wurde Jacques wütend und schrie ihm die Worte aus Leibeskräften entgegen.

Und plötzlich hörte André nichts mehr. Alles war still und bewegte sich vor seinen Augen langsam und verschwommen. Und inmitten der Ruhe nahm er das zischende Geräusch einer gezündeten Muskete wahr. Immer näher kam die Kugel, die

abgefeuert worden war. Er spürte ihre Schnelligkeit, wie sie die Luft in zwei Formen teilte.

Und sie schlug auf und hinterließ den dumpfen Aufprall in menschlichem Fleisch. Und er sah, wie er kraftlos zu Boden glitt und den starren Ausdruck dabei in seinen Augen trug, die zeigten, dass alles zu Ende war und nichts mehr gerettet werden konnte.

„Jacques!!!“

Augenblicklich war er wieder zu sich gekommen und rannte zu seinem Freund, der kraftlos am Boden lag und stoßweise atmete. Schnell drückte André seine Hand auf seine Brust, um das heraussickernde Blut zu stoppen.

Immer wieder glaubte André zu träumen. Die Kugel hätte ihn treffen sollen und nicht Jacques. Wie konnte das nur passieren?

Seine Gedanken überschlugen sich und er konnte nichts weiter tun, als seine Hand noch fester auf den Brustkorb von Jacques zu pressen. Alle Lebensfarbe entwich seinem Gesicht und er schaute André an.

Jacques hörte, wie André ihm immer wieder zurief, dass er wach bleiben sollte und wie er sich gleichzeitig Vorwürfe machte, dass die Kugel lieber ihn hätte treffen sollen.

Doch Jacques spürte keinen Schmerz mehr, da seine Glieder taub wurden und er von heftigem Schütteln erfasst wurde.

Mit alles aufbringender Kraft flüsterte er André entgegen „Du Narr... Kehre endlich zu ihr zurück... Nur deshalb lebst du noch...“

Und es war eben dieser Moment in welchem André seine Worte hörte und sie verinnerlichte. Er starrte Jacques an und betete zu Gott, dass er ihn nicht zu sich nehmen würde.

Aber André sah, wie die Lider seines Freundes schwer wurden und sein Kopf sich zur Seite neigte.

Und dann lag er reglos in seinen Armen...

Unendliche Verzweiflung und Schuldgefühle stiegen in André auf. Ein Schmerzensschrei aus tiefster Seele entfuhr seiner Kehle und er wünschte sich mehr als alles andere, dass er alles ungeschehen machen könnte.

Er wusste nicht, wie lange er bei dem toten Körper Jacques' verweilt hatte. Auch spürte er nicht, wie ihn seine Beine träge über das noch immer überfüllte Schlachtfeld getragen hatten.

Noch weniger bemerkte er, wie sein Verstand gegen seinen Willen einen Feind vor sich ausgemacht hatte, der seine Waffe gegen den kämpfenden General Greene richtete. Er fühlte nichts mehr. Er spürte nur, er hatte etwas gut zu machen.

Bevor die Waffe des Rotrockes gezündet worden war, hatte er den sichtlich geschockten Greene zur Seite gestoßen.

Er fühlte nur noch etwas heißes und hartes in seinem Rücken, dass nach vorn zu seiner Brust durchdrang und sie zu zerreißen schien. Wieder entfernte sich der Lärm um ihn herum. Doch dieses Mal fühlte es sich anders an.

Denn dieses Mal umhüllte ihn eine Schwärze, die nicht mehr aufzuhalten war.

Und in eben diesem Moment, weit entfernt vom Schlachtfeld und des Krieges, zerschellte ein Weinglas am Boden und erlaubte es der tiefroten Flüssigkeit sich über den Marmorboden zu verteilen.

Erschrocken über dieses Missgeschick wollte Oscar die Scherben aufheben. Doch dabei schnitt sie sich in den Finger und beobachtete mit erstarrter Miene, wie sich ihr

Blut mit dem edlen Wein vermischte...